

## **Ausstellung „Operation Heimkehr“**

**Vortrag zur Eröffnung am 26. Mai 2015 in der Luftwaffen-Kaserne Köln-Wahn,**

**26. Mai bis 11. Juni 2015**

*Dr. Klaus Naumann,*

*Hamburger Institut für Sozialforschung; Mitglied des 14. Beirats Innere Führung des BMVg*

Die Ausstellung, die Sie in den nächsten knapp drei Wochen hier sehen werden, unternimmt im Grunde etwas ganz Normales und Unspektakuläres. Und gerade drin besteht ihre Bedeutung und wohl auch ihre Wirkung. Sie inszeniert eine alltägliche Begegnung, die jedoch im Alltag so meist nicht stattfindet. Und weil wir das alle wissen, geht von dieser Ausstellung die unausgesprochene, aber nachdrückliche Aufforderung aus, den hier erhobenen Anspruch auf Normalität einzulösen.

In den Porträts und in den Selbstaussagen, die wir hier sehen, begegnen wir einer – fast möchte man sagen: neuen sozialen Gattung, die in den deutschen Alltag Einzug gehalten hat. Das sind die „Heimkehrer“, d.h. die Soldaten, die in den letzten zwei Jahrzehnten aus Auslandseinsätzen zurückgekehrt sind. Ihre Ziffer ist beachtlich; mehr als ... .. Soldaten sind im Laufe der Jahre allein im Afghanistaneinsatz gewesen.

Ihre Rückkehr nach Deutschland ist immer wieder als „Begegnung zweier Welten“ beschrieben worden, und darin wird das extreme Erfahrungsgefälle oder besser: der Erfahrungsgegensatz zwischen dem „hier“ und „dort“ sehr gut zum Ausdruck gebracht. Den Einsatz, das machen die Berichte der Soldatinnen und Soldaten deutlich, lässt man nicht so einfach hinter sich. Er hinterlässt Spuren, innerlich und manchmal auch äußerlich. Diese Spuren begleiten die Heimkehrenden mitten hinein in unsere Alltagswelt. Sie haben viele Ausdrucksformen und finden sich an vielen Orten. Zunächst gewiss und vor allem im privaten Leben, in der Wiederaufnahme des routinegeprägten und verregelten Berufslebens am Standort, im Wiederanknüpfen an soziale Kontakte, die oft genug – wie vieles andere – unter der langen und auch wiederholten Abwesenheit gelitten haben. Die Spuren des Einsatzes zeigen sich jedoch noch in ganz anderen Dimensionen. Wer die Lebensberichte in den Texten dieser Ausstellung liest, wird von persönlichen Entwicklungen, von Bewährung, er wird auch von Krisen, von Belastungsproben jenseits unserer geläufigen Erfahrung, und er wird auch von Reifungsprozessen und einer neue gewonnenen Lebensauffassung lesen. Und lesen wird er auch von den vielfältigen Reibungsflächen, die sich zwischen den Heimkehrenden und ihrem sozialen Umfeld, zwischen der Öffentlichkeit oder der Gesellschaft und auch innerhalb der militärischen Dienstgemeinschaft auftun. Es wäre also eine Illusion zu meinen, der Heimkehrer riebe sich allein an „der“ Gesellschaft – und diese an ihm. Die Bedeutung dieses Vorgangs geht sehr viel weiter, und wir sollten einen Schritt zurücktreten, um uns vor Augen zu führen, was hier eigentlich geschieht.

Die vergangenen 20 bis 25 Jahre waren von gravierenden Veränderungen im Verhältnis zwischen Politik und Streitkräften, Bundeswehr und Gesellschaft und von tiefen Strukturbrüchen innerhalb der Truppe geprägt. Aus einer Abschreckungsarmee wurde eine „Einsatzarmee“, die als „Instrument der deutschen Außen- und Sicherheitspolitik“ verstanden wird; aus einer Wehrpflichtigentruppe von „Vaterlandsverteidigern“ entstand eine Freiwilligen- und Berufsarmee; und Soldaten, die beauftragt waren, „kämpfen zu können, um nicht kämpfen zu müssen“ wurden zu Soldaten, die kämpfen können und immer wieder auch kämpfen müssen. Und zugleich wurde sie mit Aufgaben und Rollenanforderungen konfrontiert, die weit über das Bild des „Kämpfers“ hinausgehen.

Das ist eine tiefe Zäsur. So wie die Soldatinnen und Soldaten nun Einsatzerfahrungen machen, macht die Gesellschaft ihrerseits Erfahrungen mit einer Politik, die die Bundeswehr nicht mehr an Grenzen aufmarschieren lässt, sondern diese in ferne Länder schickt, um Krisen vorzubeugen, Konfrontationen zu unterbrechen, Konflikte zu dämpfen oder Bedingungen für Aufbau und Stabilität sichern zu helfen. Die Ergebnisse sind, vorsichtig gesagt, nicht immer eindeutig. Ihre Bewertung ist umstritten. Die Perspektiven sind ungewiss.

Was ich damit sagen möchte – *alle* beteiligten Seiten haben einen beträchtlichen Gewöhnungs- und Verarbeitungsbedarf. Und doch sind diese Seiten nicht gleich. Darin steckt die Crux des Heimkehrers, der mitten in dieses Szenario hineingestellt ist. Ich möchte das Bild etwas vereinfachen, um die Problemlage deutlicher herauszuarbeiten. Zwei Differenzen sind es, die die Stellung des Heimkehrers in dieser Gemengelage beschreiben:

1.) Die Gesellschaft, d.h. die Bürger haben ihre politischen Vertreter gewählt, sie haben sie in den Bundestag entsandt und sind im Übrigen souverän; die Einsatzsoldaten sind vom Parlament entsandt und vom Dienstherrn beauftragt. Kurzum, die einen wählen und entsenden, die anderen sind entsandt und beauftragt worden. Die einen haben ihre ungebundene, souveräne Meinung, die anderen sind gebunden an den ihnen erteilten Auftrag.

2.) Die Gesellschaft ist in ihrer Lebensweise, in der territorialen oder persönlichen Integrität kaum existenziell bedroht; der Einsatzsoldat aber schon – stellvertretend trägt er das Risiko. Das ist anders als in der Risikogemeinschaft des Kalten Krieges oder der Landesverteidigung. Wenn's damals schief gegangen wäre, hätten alle die Folgen tragen müssen, die Zivilgesellschaft nicht weniger wie die Soldaten. Das ist heute nicht mehr der Fall. Unsere Sicherheit ist besser gewährleistet als zuvor – aber nur und insofern einige Repräsentanten des Gemeinwesens für dieses Gemeingut Sicherheit und Freiheit „den Kopf hinhalten“.

Daraus ergibt sich ein Gradwanderung: Haben die Heimkehrer Anspruch auf Anteilnahme, Anerkennung und Respekt, auch wenn dieser oder jener von „uns“, von der nicht-uniformierten Mehrheitsgesellschaft dem jeweiligen Einsatz kritisch oder sogar ablehnend gegenübersteht? Ich würde uneingeschränkt sagen – ja, den Anspruch haben sie, denn sie handeln im öffentlichen (also letztlich auch in meinem) Auftrag, selbst dort, wo ich anderer

Meinung bin, Vorbehalte habe und als mündiger Bürger meine Kritik nicht hinter dem Berg halte. Dabei geht es um nicht weniger als die Achtung von Bürgern untereinander (mit oder ohne Uniform), die an unterschiedlichen Orten dem gleichen Gemeinwesen und Lebenszusammenhang angehören. Das ist keine hohle Phrase. Denn die Bürgersolidarität, die hierin zum Ausdruck kommt, ist zugleich eine der Bedingungen für das Gelingen der Rückkehr.

Gesucht ist eine Sprache, ein Stil, eine Kommunikationsform und – ganz allgemein – eine Offenheit, die das eine zulässt ohne ggf. das andere zu unterlassen. Das geht nur in einer Sprache der Anerkennung. Der amerikanische Psychiater Jonathan Shay, der seit langen Jahren mit Vietnam-Veteranen gearbeitet hat, hat die Tiefendimension dieser Begegnung einmal in den bemerkenswerten Satz gekleidet, der Hass auf den Krieg und die Ehrung des Soldaten sollten einander nicht ausschließen.<sup>1</sup>

Das Entscheidende an dieser Bemerkung besteht darin, dass sie in vielerlei Hinsicht gültig beanspruchen kann. Zunächst richtet sie sich bei Shay auf die psychisch geschädigten Heimkehrer, deren Symptomatik allein schon dadurch verschärft wurde, dass sie oft das Gefühl hatten, ungerechtfertigt behandelt worden zu sein – von Vorgesetzten, von den Militärbehörden, von der politischen Führung oder vom öffentlichen Unverständnis für das persönliche Los. Das bedeutete keineswegs, dass sie davon ausgingen, dass der Vietnamkrieg sei „eine gute Sache“ gewesen. Aber sie fühlten sich von Gott und der Welt verlassen, obwohl sie doch im öffentlichen Auftrag unterwegs gewesen waren. – Wenn sich heute der öffentliche Blick vornehmlich (und völlig disproportional) auf die Gruppe der geschädigten Heimkehrer richtet und sie als „Opfer“ und nur als Opfer sehen will und das geradezu zur Grundlage der Anerkennung macht, so geht das nicht nur an den Selbstbildern der Heimkehrer vorbei (wie man hier in der Ausstellung deutlich sehen kann). Diese vornehmlich mitleidige Perspektive knüpft Respekt, Anerkennung und Zuwendung vielmehr an einen Sonderstatus, während man ihnen Gleiches als Mitbürger und Repräsentanten des Gemeinwesens vorenthält. Auch dagegen verwarft sich die Formulierung des amerikanischen Psychiaters. Man kann es drehen und wenden wie man will, wir mögen – mit guten Gründen – den Krieg hassen, sollten dem Soldaten aber die Anerkennung nicht vorenthalten!

So schwer sollte das eigentlich gar nicht sein, denn man glaube nicht, dass die Fragen über Sinn und Nutzen der Einsätze in den Streitkräften so viel anders wären als in der Öffentlichkeit. Aber man muss zuhören können. Denn es gibt Hürden der Verständigung, die mit dem Erleben im Einsatz, mit Erfahrungen von Fremdheit, Kontrasten und Extremen, von Belastungen und Grenzerfahrungen zu tun haben. Das alles ist schwer mitteilbar, und nicht jeder will das hören. Hier bauen sich ganz andere Hemmnisse auf als jene, die sich aus der Unterschiedlichkeit der Meinungen und Bewertungen ergeben.

---

<sup>1</sup> Jonathan Shay, *Achilles in Vietnam. Kampftrauma und Persönlichkeitsverlust*. Hamburg 1995.

Dazwischen zu unterscheiden zu können, braucht so etwas wie Moderation. Die Ausstellung, die wir hier sehen, ist in dieser Hinsicht so etwas wie ein öffentlicher Moderator. Sie hilft dabei, Sprachlosigkeit oder Desinteresse, Missachtung oder Gleichgültigkeit zu überwinden. Sie bringt uns die Menschen nahe und bewahrt uns davor, dass uns unsere anderweitigen Urteile den Blick verstellen.

Wir sollten uns darüber klar werden, dass in dem Angebot, das diese Ausstellung formuliert, stellvertretend etwas sehr Bedeutsames geschieht. Durch das Prisma der vielen Einzelschicksale, die hier vorgestellt werden, blickt man auf ein Grundthema unserer Gegenwart. Neu sortiert und neu verhandelt wird auch hier, nicht nur in den Haupt- und Staatsaktionen der politischen Bühne, das Verhältnis von Gesellschaft und Streitkräften. Und nicht unabhängig davon wird auch über das Soldatsein in dieser Gesellschaft und auch in der Bundeswehr verhandelt. Der inneren Selbstbefragung, die ein jeder Heimkehrer zu bestehen hat, spiegelt sich in der sozialen Vergewisserung, wie diese Gesellschaft und ihrer Soldaten zu einander stehen und stehen wollen. Ob Öffnung oder Abschottung, Inklusion oder Isolierung – auch der Umgang mit den Heimkehrern entscheidet über den weiteren Weg der Bundeswehr.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Vgl. Themenheft „Bundeswehr“, „Aus Politik und Zeitgeschichte“ 44, 2013.